

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 3 (1948)
Heft: 8

Artikel: Das indische Nashorn
Autor: Wirz, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-654165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS INDISCHE NASHORN

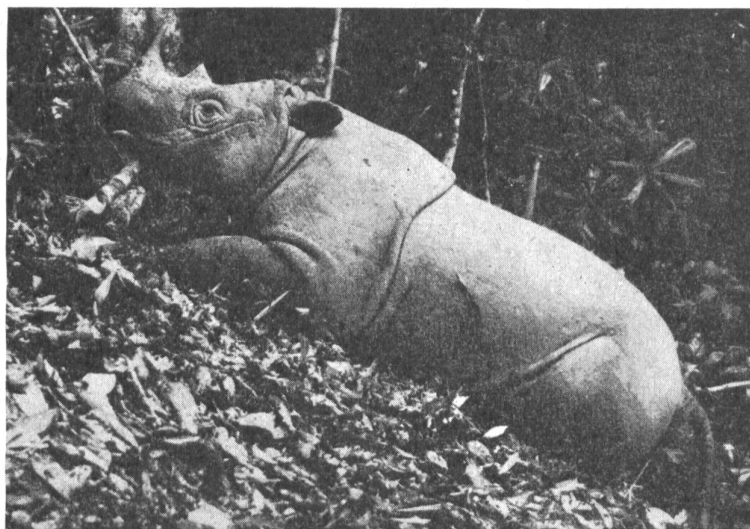
Von Dr. Paul Wirz

Nach alten indischen Überlieferungen soll das Nashorn (*Rhinoceros unicornis*) in früheren Zeiten wie der Elefant in Kriegen als Kampftier verwendet worden sein, wobei sein Horn mit einem eisernen Dreizack bewehrt wurde. Demnach muß es zu jener Zeit auch gezähmt worden sein, was aber nach allem, was wir über seine Natur und Lebensweise wissen, kaum glaubwürdig sein dürfte. Heute sind beide Nashornarten, die indische und afrikanische, am Aussterben und müssen streng geschützt werden. Einzig in Nepal und im Kaziranga-Tierschutzgebiet in Assam sowie im Reservat von Jaldapar in Bengalen gibt es noch kleine Bestände des Indischen Nashorns.

Hätte man nicht diese beiden Tierschutzreservate geschaffen, so wäre das Nashorn auch dort bereits verschwunden.

Es wird behauptet, das Indische Nashorn sei früher außerordentlich häufig gewesen; doch sind diese, aus dem Munde der Eingeborenen stammenden Berichte entschieden mit Vorsicht aufzunehmen. Sicher kam es nie so zahlreich vor wie der Elefant, was auch dadurch bestätigt wird, daß man Knochen verendeter Nashörner nur selten findet, während solche von Elefanten recht häufig anzutreffen sind. Gleichwohl wurde dem Indischen Nashorn zu allen Zeiten mit großer Leidenschaft nachgestellt und dies einzig und

allein seines eigenartigen Hornes wegen. Nach Auffassung der Eingeborenen und vor allem der Chinesen ist dieses Horn von ungeheurem Wert, und es werden ihm nutzbringende, heilsame und das Leben erhaltende und selbst verjüngende Kräfte zugeschrieben. So kam es, daß das zu Pulver zerriebene Horn des Rhinoceros in der chinesischen Medizin und Pharmakologie seit den frühesten Zeiten bis heute eine sehr bedeutende Rolle spielt. Wird doch ein einziges Gramm dieses Hornes in den chinesischen Apotheken Singapurs und anderer ostasiatischer Städte mit etwa 25 bis 30 Franken bezahlt. Man kann sich also vorstellen, wie teuer die daraus bereiteten Medikamente zu stehen kommen. Vermengt mit allen möglichen Ingredienzien, wird das zu Pulver zerriebene Horn vom chinesischen Apotheker zur Herstellung von Pillen und Salben verwendet, die bei den verschiedensten Krankheiten verordnet werden, aber wegen des hohen Preises nur den Begüterten zugänglich sind. Neben heilender Wirkung schreibt man ihm in China sogar aphrodisische Eigenschaften zu, und aus diesen Gründen verwendete man auch Trinkbecher aus dem Horn des Indischen Nashornes, wie sie

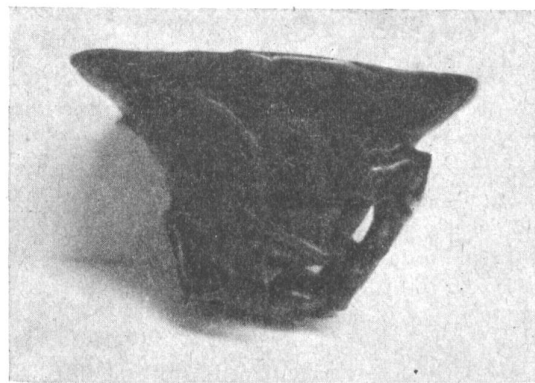


Bilder 1 und 2: Von einem Eingeborenen erbeutetes Sumatranisches Nashorn.

bereits im achten nachchristlichen Jahrhundert, zur Zeit der Tang-Dynastie, in Gebrauch waren. Der älteste Trinkbecher dieser Art befindet sich in der Schatzkammer Shosin zu Nara in Japan. Er ist vollkommen unverziert und weist keinerlei weitere Bearbeitung auf. Erst später ging man dazu über, die als Trinkbecher verwendeten Rhinoceros-Hörner kunstvoll zu beschnitzen und sie mit einem Fußstück, gelegentlich auch mit einem Henkel, mit Lackeinlagen und Silberbeschlägen zu versehen. In der Tangzeit wurden zur Hoftracht auch Gürtel mit Zierplatten aus goldgelbem Rhinoceroshorn getragen, und die leichte Bearbeitung in erwärmtem Zustande führte dazu, dieses Material zur Herstellung mancher anderer Ziergegenstände zu gebrauchen.

Diese vielseitige Verwendung des Horns, ob schon die Wissenschaft nicht die geringste Rechtfertigung für einen medizinischen Gebrauch zu erbringen vermochte, ist schuld an der raschen Abnahme der Nashornbestände. Eine große Rolle spielt natürlich auch die langsame Vermehrung der Tiere, denn das Weibchen bringt nur etwa alle drei Jahre ein Junges zur Welt, und wie beim Elefanten dauert es fast zwei Jahrzehnte, bis dieses völlig ausgewachsen ist. Das Horn eines Männchens mißt 15 bis 20 Zentimeter in der Länge und bildet für das Tier eine außerordentlich effektive und heimtückische Waffe, die aber niemals, wie gelegentlich angenommen wird, zum Wühlen in der Erde Verwendung findet, da solches auch ganz unmöglich wäre. An gefangengehaltenen Tieren hat man jedoch beobachtet, daß sie das Horn, wo immer es angeht, abzuwetzen und zu schärfen suchen. Entwicklungsgeschichtlich interessant ist übrigens die Tatsache, daß das Horn in seinem Bau nicht den Hörnern der Rinder, Schafe und Ziegen entspricht oder den Geweihen des Rotwildes, sondern sich aus einem bereits im embryonalen Stadium vorhandenen Haarbüschel herausbildet.

Im Gegensatz zum Elefanten ist das Rhinoceros kein geselliges Tier, sondern ein ausgesprochener Einzelgänger. Niemals findet man diese Tiere in größeren Rudeln beisammen. Es sind vornehmlich nächtliche Tiere, die in der Dunkelheit große Distanzen zurücklegen, aber immer wieder nach dem gleichen Ort zurückkehren. Ihre Nahrung besteht aus Gras und Baumblättern; außerdem lieben sie saftige Sumpfgewächse. Tagsüber verhalten sie sich meistens still, im Dickicht oder in einem wenig tiefen Gewässer liegend. Feinde scheint das Rhinoceros keine zu haben, mit Ausnahme vielleicht des Tigers, worüber jedoch nichts Näheres bekannt ist. Man fand einmal ein von einem Tiger zerrissenes und angefressenes Nashornkalb, woraus man schließen kann, daß der Tiger auch



Bilder 3-5: Becher aus Rhinoceroshorn, aus Kanton (China), jetzt im Museum für Völkerkunde, Basel.

Alle Aufnahmen vom Verfasser

diese Beute nicht verschmäht. Bei seiner Wanderung durch den Busch benimmt sich das Rhinoceros sehr laut und ungestüm, trampelt alles nieder, was ihm im Wege ist, und ist immer bereit anzugreifen. Trotz seiner Plumpheit vermag es sehr schnell zu laufen, doch ist sein Gesichtssinn nur wenig entwickelt. Um so vollkommener sind sein Geruchs- und Gehörsinn.

In Burma kam bis vor kurzem eine dem Indischen Nashorn nahe verwandte Art vor (*Rhinoceros sondaicus*), die heute ausgerottet sein dürfte, während das ganz ähnliche, auf Sumatra vorkommende Nashorn (*Rhinoceros sumatrensis*) noch in wenigen Exemplaren erhalten geblieben ist und heute unter vollkommenem Schutz steht.

Unsere Aufnahmen stammen noch aus der Zeit vor dem Jagdverbot. Auch auf Java kam bis vor einigen Jahrzehnten noch die gleiche Art vor. Alle diese Nashornarten sind jedoch erheblich kleiner als das indische und stärker behaart. Sie besitzen zwei Hörner, vorne ein größeres spitziges und dahinter ein kleineres stumpfes. Ein ganz ähnliches zweihörniges Nashorn kommt in wenigen erhalten gebliebenen Exemplaren heute noch

im Chittagong-Distrikt (Bengalen) vor. Auch den zweihörnigen Tieren wurde seinerzeit der Hörner wegen eifrig nachgestellt, wenn auch der Wert dieser letztgenannten ein erheblich geringerer war als derjenige der großen indischen Art.

Hoffen wir, daß das absolute Jagdverbot respektiert werde und dadurch diese selten gewordenen Dickhäuter vor dem Aussterben bewahrt bleiben.

FARBEN IN DER FABRIK

Von Dipl. ing. André Lion

Amerikanische Ingenieure und Fabrikleiter haben entdeckt, daß die planmäßige Anwendung von Farbe in ihren Betrieben eine gute Kapitalanlage ist. Den Gewinn in Franken und Rappen auszudrücken, ist allerdings nicht immer ganz einfach, besteht er doch in erhöhter Produktion, weniger Ausschuß und ersparten Arbeitsstunden. Und das ist nicht alles. Hinzu kommen mittelbare Gewinne: bessere Stimmung der Belegschaft, sauberere Maschinen und Fußböden, verminderte Anstrengung der Augen und eine Senkung des Arbeitsausfalls infolge von Unfällen. Aber auch wenn man diese buchhalterisch schwer zu erfassenden Posten außer Betracht läßt – der gesteigerte Ertrag wird wohl in jedem Fall die Kosten des Neu-Anstrichs übertreffen; der Ersatz des herkömmlichen unerfreulichen Fabrikgraus durch «funktionelle», heitere Farbmuster macht sich bezahlt.

Ein Arbeiter stolpert über eine Rohrleitung, weil er sie nicht sieht, weil sie sich nicht genügend abhebt von der schmutzig grauen Färbung der Maschinen und Wände. Die Folge: unter Umständen gebrochene Knochen, Schmerzen und Arbeits- und Lohnausfall. – Wieviele Arbeiter sind nicht durch von Laufkränen herunterhängende Haken oder Ketten verletzt worden, die sie nicht gesehen haben, weil sie trotz ihrer Größe und Bewegung nicht genügend auffallen. Durch richtige Farbbehandlung können all solche Schäden verhindert werden.

Unüberlegt gewählte Anstriche können eigenartige, unerwartete Folgen haben. Vor ein paar Jahren klagten die Arbeiterinnen in einer Montagehalle über Augenschmerzen, Müdigkeit, sogar Übelkeit. Die intelligente Vorarbeiterin folgte nicht ihrem ersten Impuls, den Frauen zu emp-

fehlen, mehr zu schlafen und weniger ins Kino zu gehen. Sie ging der Sache auf den Grund und stellte fest, daß die Frauen, sobald sie von den blaufarbigten Teilen, die sie zusammenbauten, aufblickten, pfirsichfarbige Flecke an der gegenüberliegenden Wand sahen – die Komplementärfarbe eines bestimmten Blaus, wie jeder weiß, der seine Schulphysik nicht vergessen hat. Heute sind die Wände dieses Raumes pfirsichfarbig angestrichen. Schön oder unschön, es hilft; keine Arbeiterin hat je wieder über Augenschmerzen und Müdigkeit geklagt.

Es gibt zahllose derartige Beispiele, wo Farbe die Arbeitsleistung steigerte. In den Vereinigten Staaten ist ein neuer Zweig der Fabrikbetriebs-Wissenschaft entstanden, der oft mit «Color Engineering» oder «Color Conditioning» bezeichnet wird. Diese neue Wissenschaft ist noch jung, nicht älter als zehn oder fünfzehn Jahre. Damals begannen Ingenieure, Psychologen, Ärzte und Farben-Sachverständige, den Einfluß der Farbe auf den arbeitenden Menschen zu studieren, auf seine Körperfunktionen wie auf sein Gemüt. Die zuerst nur langsam einsetzende Entwicklung der neuen Wissenschaft wurde durch die Notwendigkeit der Leistungssteigerung während des Krieges stark gefördert, nicht zuletzt auch unter dem Einfluß der Millionen von Fabrikarbeiterinnen, die in der Fabrik dieselbe Sauberkeit und freundliche Atmosphäre verlangten, die sie zu Hause gewöhnt waren.

In den Vereinigten Staaten sind heute weit über tausend Fabriken von «Farben-Ingenieuren» umgestaltet worden. Einer von ihnen hat ein wesentliches Prinzip der neuen Wissenschaft sehr treffend beschrieben: Sie ist das Gegenteil von Schutzfärbung. Anstatt zu verstecken und zu